

Ihr glücklichen Stunden : Novelle [Schluss]

Autor(en): **Arland, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853439>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ihr glücklichen Stunden....

Novelle von Marcel Arland

Deutsch von Else Zehnder

(Schluß)

Als er allein war, verließ ihn seine Fröhlichkeit. Renée hatte nicht widersprochen, als sie hörte, er würde den Nachmittag fern von ihr verbringen. Aber ihr Sichergeben, ihr Stillesein, waren Gilbert schlimmer als Vorwürfe. Heute abend speiste Yvonne bei ihnen; sie hatte ihre Katze mitgebracht, die sich auf dem Schemel breitgemacht hatte.

« Hast du dich gut unterhalten? » fragte Renée.

« Ich? ... Ja, ich hatte einen hübschen Nachmittag. »

« Welches Glück, daß du noch Menschen findest, die dich interessieren! » rief Renée, wider ihren Willen, aus.

« Was willst du damit sagen? »

« Oh, nichts, als was ich gesagt habe. Aber essen wir. Es ist acht Uhr. Yvonne wird halbtot vor Hunger sein. »

Vor der Katze kniend, schien Yvonne nichts von der Unterhaltung gehört zu haben. Aber ihre Schultern zogen sich zusammen, als ob sie sich fürchte. Gilbert zuckte die Achseln und schwieg. Seit einiger Zeit hatten die beiden jungen Leute das Gefühl, in einem Kampfstadium zu sein. Ließ dieser in gewissen Stunden der Entspannung, der Müdigkeit oder sinnlicher Lust nach, so war es nur, um alsbald desto heftiger auszubrechen. Keiner von beiden hatte den Mut vor auszudenken, wohin dieses führen solle.

« Weißt du », sagte Renée, die das Essen anrichtete, « daß Yvonne's Hochzeit in einem Monat sein wird? »

« Ich wünsche ihr viel Vergnügen! »

Dann fragte er, ein bißchen beschämt:

« Ist Ihr Bräutigam entlassen? »

Mit Anstrengung entgegnete Yvonne:

« In einem Monat wird er es sein. »

« Noch einen Monat des Wartens », sagte Renée, Yvonne streichelnd, « wie lang muß er dir erscheinen! »

Yvonne machte eine abweisende Bewegung.

« Bah! » sagte Gilbert, « Sie werden nachher desto glücklicher sein. »

«Glauben Sie?» fragte Yvonne, in einem so eigentümlichen Ton, daß das Paar sich ansah.

Renée küßte sie.

«Sieh die kleine Yvonne, die sich schwarze Gedanken macht! Gleich, jage sie fort, und jetzt eß, und sei du wieder froh!»

Das junge Mädchen nahm sich zusammen und lächelte. Plötzlich stand sie auf:

«Bitte, entschuldigen Sie mich», sagte sie, «ich... ich habe so Kopfwahl!»

Sie konnten sie nicht überreden zu bleiben. Mit niedergeschlagenen Augen und zitternden Händen ging sie fort. Die Katze folgte ihr, gähmend und sich streckend.

Alleingeblichen, beendeten die jungen Leute schweigend ihr Mahl. Dann in plötzlichem Stimmungswechsel, der Gilbert eigentümlich war:

«Wollen wir morgen zusammen spazieren gehen?»

Der nächste Tag war ein Feiertag.

Der junge Mann sah Renées Freude und wurde weich. Er zog sie an sich und sagte sich, daß es leicht, daß es süß sei, ihr Freude zu machen. Er nahm sie auf seine Knie.

«Renée, ich mache dich unglücklich; ich schäme mich. Aber, wenn ich dir erklären könnte...»

Sie küßte ihn sanft und murmelte:

«Vielleicht könnte ich dich doch verstehen.»

«Ja, ganz sicher. Weißt du, Renée, ich möchte nicht, daß du denkst ich handle mutwillig. Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll... nein, sprechen wir nicht. Es ist so schön, heute abend. Wenn du so bei mir bist, ist es mir, als ob ich dich verloren und wiedergefunden hätte. Sich an ihn kauern, zwang sich Renée, nicht weiter zu denken. Der Augenblick war schön; sie fühlte es, Gilbert war ganz bei ihr. «Für solche Momente», dachte sie, «würde ich mein Leben von neuem auf mich nehmen.»

Durch die geöffneten Fenster drang die laue Sommernacht. Um sie her schlief Paris. Sie hörten Frau Wachfeld die Haustür schließen, ein Mieter klingelte und stieg summend die Treppe hinauf. Renée packte ein törichtes Lachen.

«Gilbert, kennst du die alte Frau von gegenüber? Yvonne hat sie mit dem Ohr an unserer Tür ertappt. Hoffentlich ist sie nun geheilt. Ich ermüde dich doch nicht?»

Er streichelte ihr Haar. Zarte Last, warmes Gefängnis! Er war an

sie gebunden und war schwach. Heute abend noch würde er sich dieser Schwäche hingeben.

Am nächsten Tag gingen sie nach dem Mittagessen in die Tuileries und setzten sich auf eine Bank in der Nähe des Spielplatzes. Die Schreie der Kinder, die ihre Bälle warfen, drangen zu ihnen. Sonntägliche Familien spazierten vorüber, junge Leute mit eingebildeten Mienen, fröstelnde Greise, die mit unsicheren, kleinen Schritten trippelten. Renée, die sehr heiter war, unterstrich mit Worten und Blicken die Lächerlichkeiten der Spaziergänger. Gilbert vermochte darüber eine gewisse Gereiztheit nicht zu verbergen. « Es bliebe festzustellen », sagte er sich, « ob wir selbst weniger komisch sind als diese Leute, und vor allem, ob wir weit über ihnen stehen. » Er bemerkte eine große, junge, hellrotgekleidete Frau, die mit gleichgültigem Blick in herausfordernder, hochmütig-freier Haltung daherkam. Sie nahm nicht weit von ihnen Platz, ergriff ein Buch und sah zerstreut hinein. Gilbert kam der Gedanke, welches Vergnügen es ihm sein würde, sie anzureden, mit ihr zu sprechen, spazieren zu gehen und diesen stolzen Körper in seinen Armen zu halten.

« Sie sieht gut aus, diese Frau », sagte Renée.

« Hm, findest du?... soll mich wundern, ob sie allein bleibt. Sie sieht allerdings nicht aus wie eine Kokotte. »

« Ach, das Aussehen... »

Bald darauf erschien ein Mann, der stehen blieb und ihre Nachbarin fixierte. Als er sich beobachtet sah, entfernte er sich, kehrte aber bald zurück und blieb an einen Baum gelehnt stehen.

« Er wagt es nicht, sie anzureden », murmelte Gilbert. « Sieh, wie amüsanter er ist! Sieh doch! »

Da faßte der Spaziergänger einen Entschluß, näherte sich der Frau und richtete, den Hut lüftend, das Wort an sie. « Sie wird ihn schön abfahren lassen », sagte sich Gilbert schmunzelnd, « oder ihm einfach nicht antworten. » Die Frau sah erstaunt auf, antwortete aber sehr höflich. Gilbert gab sich umsonst Mühe, etwas zu verstehen. Er war starr. Dabei war der « Sieger » nicht einmal elegant mit seinem fetten, bärtigen Gesicht und dem blauen, schlechtsitzenden Anzug.

« Siehst du », scherzte Renée: « das berühmte ‚Aussehen‘. »

Eine Viertelstunde verging. Der Spaziergänger hatte sich zu der jungen Frau gesetzt; dann standen sie auf und gingen ohne Hast fort, wie gute Freunde.

« Du hast recht gehabt », sagte Gilbert, « es war eine Kokotte... augenscheinlich, nur eine Kokotte. »

Er führte Renée in die entgegengesetzte Richtung, als sie ihre Nachbarn eingeschlagen hatten. Er dachte sich, daß diese den Rundweg machen würden und er sie wieder begegnen würde; dies stimmte. Der Mann hatte den Arm seiner Begleiterin genommen. Gilbert stellte fest, daß sie nicht einmal geschminkt war. « Möglich, daß sie sogar eine ‚anständige‘ Frau ist. Großer Gott! Wie erstaunlich! Ich habe Vorstellungen wie ein Schuljunge. »

Dieses Ereignis verbitterte ihm den ganzen Abend. Er führte Renée in ein Restaurant in der Nähe des Palais-Royal. Da er erst kürzlich sein Gehalt bekommen hatte, gingen sie in die Comédie Française. Renée bezeugte eine kindliche Freude, betrachtete belustigt ihre Nachbarn, beugte sich über die Brüstung und freute sich über alles, sogar über ihre schlechten Plätze. Gilbert dagegen mißfiel alles. Wäre er allein gewesen, hätte er darüber gespottet, im 4. Rang zu sitzen. Aber Renées Gegenwart machte ihm seine Armut peinlich. Um sie herum saßen vergnügte Familien, noch faul von ihrem Essen, und glücklich über den Feiertag, stritten sie über den Wert der Künstler, oder erzählten einander den Inhalt des Stückes. Gilberts schlechte Laune wurde so offensichtlich, daß Renée unruhig wurde.

« Du bist doch nicht krank ? »

« Aber nein. »

« Es ist dir gut ? »

« Aber ja doch. Kümmere dich doch nicht um mich ! »

« Du langweilst dich nicht ? »

« Nein, nein. Oh ! »

Als der Vorhang aufging, wünschte Gilbert, dessen Nerven vibrierten, sich zwanzig Meilen weit weg. Man beging einen patriotischen Gedenktag und die Vorstellung begann mit einem langen Gelegenheitsgedicht. Es war schauderhaft für den jungen Mann; die Flachheit des Gedichts wetteiferte mit seiner Schwülstigkeit, der Schauspieler hatte eine alberne Art des Vortrags. Die Andacht und die Hingabe der Zuhörer waren außerordentlich groß. Man hörte keinen anderen Laut im Saal als das eintönige Geleier des Redners. Aller Augen hingen an ihm, folgten seinen Bewegungen, fühlten diese in einer Art Ekstase voraus. Wie Fanfaren ertönten die Worte: « Vaterland, Pflicht, Ehre ! »

« Große Worte », dachte Gilbert. Wie leicht sie den Weg zu den Herzen finden ! Diese würdelosen Gesichter, von Egoismus und Schläfrigkeit gezeichnet : wie sie beben vor edler Rührung ! Ach, wir sind alle Helden ! Seine Wut erreichte den Gipfel, als er sich selbst durch manche

Worte gerührt fühlte. Mit einer brüsken Bewegung stand er auf, nahm Renée an der Hand und zog sie fort, ohne sich um die ärgerlichen Zurufe der Zuhörer zu kümmern.

Draußen frug Renée ängstlich:

«Was ist dir? Ich merkte es doch, daß du nicht wohl warst. Du hättest es mir früher sagen sollen. Was ist dir, Gilbert? Sag?»

Er schwieg eigensinnig. Die Hände in den Taschen, beschleunigte er seine Schritte. Endlich warf er hin:

«Gefiel dir denn dieses törichte Zeug?»

«Es war sicher lächerlich», meinte Renée, «aber...»

«Ah, nein, ich bitte dich! streiten wir nicht darüber!»

Da wurde auch sie still, das Herz schwer vor Enttäuschung.

Die großen Boulevards waren noch voll lärmender Menschen. Sie erreichten den Ostbahnhof, durchquerten die Quartiere am Kanal Saint-Martin, die Gilbert ihres bald bevölkerten, bald verlassenen Aussehens wegen besonders liebte. Auf dieser Seite waren die Straßen dunkel, man sah nur einige Bummler und verspätete Hausfrauen.

«Gilbert, wollen wir nicht nach Hause gehen?»

«Aber, ja; gleich.»

Gerade eben bemerkten sie auf jeder Seite der Straße geschlossene Gruppen, die in ruhiger Haltung verharrend, auf etwas zu warten schienen.

«Gilbert», fing Renée wieder an, «eilen wir. Ich fühle mich nicht sicher in dieser Gegend.»

Er zuckte die Achseln. In einiger Entfernung brannten Lampen an einem öffentlichen Gebäude, anscheinend einem Kino.

«Dies sind wahrscheinlich Leute», meinte er, «die in der Pause etwas Luft schnappen wollen.»

Vor dem Gebäude angekommen, bemerkten sie aber weder Bilder noch Theaterzettel. Vor der Eingangstür stand gähnend ein Polizist. Gilbert befragte ihn.

«Da drinnen», erwiderte der Mann, «da findet eine Versammlung statt, eine patriotische Versammlung.»

Er gähnte wieder und fügte hinzu:

«Die täten besser, schlafen zu gehen... Ah, da kommen sie, spät genug ist es.»

Wirklich erschienen etwa zehn junge Leute, die ungezwungen diskutierten. Sie nahmen die Richtung, aus der Gilbert und Renée kamen. Ihre Stimmen klangen hell durch die Stille der Nacht. Gilbert ging

weiter. Plötzlich erscholl aus einer der Gruppen, die er gesehen hatte, deutlich ein Befehl:

« Gebt Feuer! »

Ein Dutzend Schüsse krachten.

« Verflucht », machte der Polizist, mit erstickter Stimme.

« Gilbert », schrie Renée, « laufen wir, laufen wir schnell, Gilbert. »

Schreie ertönten, wieder fielen Schüsse. Mit dem Revolver in der Hand, lief der Polizist auf die Kämpfenden zu, indem er Pfeifensignale gab.

« Gilbert », bat Renée, « geh doch! »

Sie klammerte sich an seinen Arm, zog ihn mit aller Kraft fort. Gilbert machte sich los; eine eigenartige Erregung hatte ihn ergriffen.

Jetzt begann ein Kampf mit Stöcken und Fäusten; Beschimpfungen, Schreie, Schmerzenslaute durchschnitten die Luft. Gilbert steuerte unbewußt dem Getümmel zu.

« Gilbert », schrie die junge Frau, außer sich.

Er wandte sich um, sah sie an und faßte ihre Hand. Sie umschlang ihn und flehte:

« Geh nicht dorthin. Bleibe bei mir. »

Aus den benachbarten Straßen, auch aus dem Versammlungssaal, lief man herbei. Plötzlich hörte der Kampfärm auf. Nichts mehr als bestürzt Fiehende, Rufe, Fragen, Pfeifentöne.

Gilbert entschloß sich zu gehen. Er mußte die schluchzende Renée stützen. Sie erreichten eine Droschkenhaltestelle.

Endlich kamen sie in ihrer Wohnung an. Renée lehnte sich erschöpft an die Wand und fragte kläglich:

« Wir gehen zu Bett, nicht wahr? »

« Ja, ja », sagte er barsch, « natürlich. »

Er lief im Zimmer hin und her, beugte sich aus dem Fenster, begann wieder umherzugehen.

« Gilbert, warum wolltest du nicht kommen? »

« Du hattest Furcht, nicht wahr? »

« Und wie! Mein Gott! Dieser schreckliche Abend! Sahest du denn nicht, daß du hättest verwundet, ja getötet werden können? »

« Jetzt ist der Moment, um an die ‚Comédie Française‘ zu denken. »

Sie taumelte; sie ließ sich auf das Bett fallen, den Kopf in den Händen vergrabend.

« Gilbert », sagte sie sanft, « man könnte meinen, daß es dir Freude macht, mich leiden zu sehen. »

Er drehte sich hart um.

« Leiden? »

Er lachte auf.

« Leiden! Wirklich! Du sprichst von Leiden! »

Er stützte sich auf den Kamin und begann wieder mit verhaltener Stimme:

« Auch ich spreche von Leiden. Siehst du denn nicht ein, daß das Nichtleiden uns . . . uns klein macht . . . ? Die Verwundeten heute abend litten, ich litt, als ich dich nicht hatte. Aber heute! . . . Heute ärgere ich mich, aber ich leide nicht. Ich verpfusche mein Leben, begreifst du das? und das deinige. Ich verbringe meine Tage damit, irgendeine Wut in mich hineinzubeissen. Wie niedrig! »

Er näherte sich ihr.

« Du, du kanntest mich, als ich ein Kind war. Du weißt, daß ich nur einen Wunsch hatte, ‚groß‘ zu werden. (Ich frage mich, wie ich von Größe reden kann, ohne zu lachen?) Aber du glaubtest an mich, früher, nicht wahr? Und heute, antworte, hast du heute noch Vertrauen in mich? Antworte aufrichtig! »

« Gilbert, du weißt, daß ich dich liebe. »

« Aber es handelt sich nicht um Liebe. Warum willst du mich nicht verstehen? du verstehst mich, du verstehst mich nur zu gut! Du hast Angst, mir zu antworten. Das ist es. Ah! das ist es! Du hast vollkommen recht. Im Grunde – wenn du dieselbe geblieben bist – schämst du dich jetzt meiner. Ist es so? Antworte! »

Er schrie es beinahe. Seine Augen flackerten; er machte krampfhaftige Bewegungen mit den Händen. Renée erschrak.

« Gilbert, beruhige dich, Liebling. »

« Beruhige dich! Das ist alles, was du zu sagen hast! Natürlich, was könnte eine Frau auch anderes sagen? Beruhige dich! schlafe! Dazu bist du geschaffen! Du wirst es erreichen, hab keine Angst! »

Sie wollte ihn umarmen, er stieß sie zurück und steckte den Kopf aus dem Fenster. Renée wagte weder zu sprechen noch sich zu bewegen aus Angst, seinen Zorn noch zu schüren.

Auf einmal kam er zu ihr, setzte sich ihr zu Füßen auf den Teppich, und die Hände auf ihre Knie legend:

« Glaubst du, daß es zu spät ist? Glaubst du, daß ich schon ganz . . . sprechen wir es aus . . . gefallen bin? »

« Warum fragst du mich das? Gilbert! Du weißt, daß für mich niemand höher steht als du. »

Er schüttelte den Kopf: ihn verlangte nicht mehr nach ihrer Antwort. Mochte sie seine Erniedrigung zugeben; wahrscheinlich würde sie auch seine Wiedererhöhung zugeben.

«Renée», sagte er, «sei, wie ich dich ehemals ersehnte. Hilf mir. Wenn du mir hilfst, fühle ich, daß ich unser Leben umgestalten kann. Du mußt mir helfen, nicht wahr?»

«Aber ich möchte doch nichts lieber, Gilbert.»

«Unsere Liebe ist nicht schön, nicht hoch genug, siehst du. Wir haben wohl schöne Stunden. Aber wir lassen uns einschläfern, werden lau, begreifst du? Freude oder Leiden, Renée; aber nicht diese Lauheit.»

Sie wollte ihm sagen, daß mit ihm alles Freude sei; aber die Worte tanzten in ihrem Kopf; sie konnte ihn nur mit tränenerfüllten Augen ansehen. Er setzte sich zu ihr, auf das Bett.

«Oh!» fuhr er fort. «Unser Leben wird anders werden. Schon lange denke ich darüber nach. Ich wagte es dir nur nicht zu sagen.»

«Warum?»

«Ich fürchtete, falsch verstanden zu werden, dir weh zu tun.»

«Glaubst du, du tatest mir durch dein Schweigen nicht weh? Ich fühlte doch, daß dir nicht wohl bei mir war. Auch ich fürchtete mich, etwas zu sagen. Aber ich war sehr traurig darüber.»

Er küßte sie und sagte:

«Wir taten Unrecht, zu schweigen. Aber das soll jetzt anders werden, du wirst es sehen. Unsere Liebe muß schön, muß edel werden. Gib zu, Renée, wenn eine Liebe wie die unsere nicht edel ist, wird sie dann nicht eine Schmach?»

Sie hatte kaum mehr die Kraft, ihn zu verstehen. Er war da; er liebte sie noch; das genügte.

«Höre zu, Renée. Ich werde ein Buch schreiben, nicht eine Verlagsarbeit, ah, nein, ein wirkliches Buch. Ich trage es in mir. Du wirst es sehen, mein Liebes; ich habe Vertrauen. Ich mag die Schriftsteller nicht, das weißt du. Aber mein Buch wird etwas anderes sein, etwas ganz anderes. Meinst du nicht auch?»

«Sicher, Gilbert.»

Er träumte weiter.

«Siehst du, Renée, diese Gewissensprüfungen, die ich in der Schule machte, hatten doch ihr Gutes, auch die kleinen Regeln, die ich mir auferlegte. Seien wir bis zum letzten Grunde lächerlich; warum sollen wir uns nichts auferlegen? was sagst du?»

«Doch... ja...»

« Ja, Regeln, Zwang: was weiß ich? seine Wünsche bezwingen, oder... auch... ja... ja... »

Er verstummte, schien seine Vorsätze weiter zu verfolgen. Renée blieb noch einige Zeit bei ihm sitzen; dann erhob sie sich, küßte ihn leise und sagte:

« Ich kleide mich schon aus, nicht? »

« Ja, gut. »

Sie ging in das andere Zimmer. Kurz darauf frug sie:

« Kommst du auch, Gilbert? »

« Gleich. »

Seine Stimme war verändert. Renée kam wieder, im Nachthemd. Er lehnte aus dem Fenster und rauchte. Renée setzte sich wieder auf das Bett und wartete.

Sie nahm an, er denke noch an sein Vorhaben.

« Hast du dir schon einen Plan für das Buch gemacht? »

Er sah sie lange erstaunt an.

« Das Buch?... »

Dann den Kopf wegwendend:

« Geh zu Bett. Ich bin nicht müde. Aber schlafe du. »

Renées Augen schlossen sich; eine heftige Migräne überkam sie. Nochmals machte sie einen Versuch und näherte sich Gilbert.

« Gilbert », hauchte sie.

Er fuhr zusammen und betrachtete sie. Sie legte die Hände um ihren nackten Hals, wartete, daß er reden würde.

« Zieh dir doch etwas an », sagte er trocken, « du siehst aus... Du wirst dich erkälten. Willst du einen Tee? »

« Das hat nur noch gefehlt! »

« Aber, was hast du, Gilbert? »

« Was ich habe? Ich fange an, zu begreifen, wie lächerlich ich bin. »

Er stieß die Worte abgebrochen hervor, ohne sie anzusehen:

« Wie lächerlich mit meinen idiotischen Reden, meinen kindlichen Vorsätzen! Leben umformen, ein neues anfangen... Narrheiten! »

« Gilbert... »

« Ach nein! gehe zu Bett. Ich komme zu dir, habe keine Angst. »

Sie gehorchte, sie konnte sich kaum mehr aufrecht halten und verlor beinahe die Besinnung.

Gilbert blieb noch lange ans Fenster gelehnt stehen. Er sagte sich, daß es die Zuflucht aller Ohnmächtigen ist, sich an Worte und Pläne zu klammern. « Ein Schwächling, das ist alles, was aus mir geworden

ist. Ich paradiere vor einer Frau, ich halte mich an einer Frau, an einer Frau, die eben nichts mehr ist als Frau, vorausgesetzt, daß sie jemals etwas anderes war.»

Ein Aufschrei ertönte. Renée, die sofort in einen schweren Schlaf gesunken war, erwachte aus einem Albdruck. Gilbert wandte sich um, bleich, sein Herz zog sich vor Angst zusammen. Renée rief mit jammernder Stimme:

« Gilbert! »

« Ja. »

5.

Gilbert kam zum Frühstück nicht mehr nach Hause. Er begnügte sich meistens damit, in einer Bar ein Hörnchen und einen Kaffee zu nehmen. Oft begab er sich von dort in die Nationalbibliothek, obschon er dort keine Arbeit unternommen hatte. Aber meistens ging er, ob es gutes oder schlechtes Wetter war, aufs Geratewohl spazieren; bald in Paris, bald in der Umgegend. Er stieg in den erstbesten Omnibus und verließ diesen erst an der Endstation. Er suchte entlegene Orte auf, die langen, geraden Industriestraßen. Wenn er lange gewandert war, setzte er sich auf eine Bank oder auf die Terrasse einer Wirtschaft. Hier erlebte er die nacktesten und trostlosesten Stunden seines Lebens. Trotz der Anstrengungen, welche die Regierung und fast die ganze Presse machten, um die Ruhe zu bewahren; trotz aller Sportspiele und Moden, die die Geister beschäftigten, fühlte man doch, daß die durch den Krieg geborene Erregung nicht aufgehört hatte, und daß ein sozialer Umsturz ausbrechen könnte.

« Möge sie kommen, die Revolution », dachte Gilbert. « Was sie schaffen kann, wird ohne Zweifel nicht mehr taugen als das, was schon existiert. Und übrigens... das Glück der Menschheit...! Wenigstens wird die Zeit nicht weiter so feig sein als jetzt. Nur fühlen, daß eine Tat die Launen unter Tausenden von Menschen mitreißen kann, fühlen, daß eine falsche Handlung, ein unrichtig angewendetes Wort einem aufs Schafott bringen könne: das muß dem Leben neuen Wert verleihen. »

Andere Male plante er große Reisen. Auch waren Reisebeschreibungen die einzigen Bücher, die er jetzt las. Fremde Welten, unbekannte Länder. Dort müßte das Herz stärker schlagen und selbst die Langeweile würde dort etwas Großes in sich haben.

Aber bald kam die Erwägung: « Jämmerliche Herzen », sagte er sich

dann, « die von einem Ereignis den Anstoß erwarten, höher zu schlagen. » Wenn er abends heimkehrte, von Müdigkeit erschöpft, entnervt, empfand er mit einem Behagen, dessen er sich schämte, die gemütliche Wohnung, Renées Zärtlichkeit, ihre Liebesfreuden, und sogar den ihm verhaßten Schlaf. « Ein Haustier, das in seinen Stall zurückkehrt. Ich bin zum Verheiratetsein, zum Familienvater und zum ruhigen Angestellten des Staates geboren! »

Wenn Renée ihn fragte, wie er seinen Nachmittag angewendet habe: « Wie gewöhnlich: in der Nationalen. »

Diese Lüge brachte ihn gegen sie auf.

Eines Abends sagte er, ohne daß sie ihn gefragt hatte, in leichtem Ton:

« Heute bin ich spazieren gegangen. »

Sie blieb still. Er glaubte, es sei ihr gleichgültig und fuhr beleidigt fort:

« Ja; übrigens gehe ich schon seit einigen Tagen spazieren. »

« Du tust recht daran. Das ist eine Erholung für dich. »

« Ich mich erholen? Habe ich Erholung nötig? Ich leiste ja auch soviel! »

Sie schwieg, weil sie Streit vermeiden wollte. Sie versuchte gar nicht mehr, glücklich zu sein; sie wollte nicht mehr wissen, was all das bedeute; wenn Gilbert sie nur noch lange bei sich behielt, das war alles, was sie noch wünschte.

« Du antwortest mir garnicht? » fuhr Gilbert fort. « Ich langweile dich wohl mit meinen Jeremiaden? »

Wieder eine Szene! Sie zählte sie nicht mehr. Sie setzte sich mit einer Näharbeit neben den Schreibtisch und begann zu arbeiten.

« Ach so, ich werde nicht einmal mehr einer Antwort gewürdigt! Gib doch zu, daß du mich verachtest. »

Renées Stummheit brachte ihn außer sich.

« Du hast nicht einmal den Mut, zu sagen, was du denkst. Willst du, daß ich es dir sage, das, was du denkst? Glaubst du, daß ich es nicht merke, schon seit langem? . . . Du denkst, daß du keine größere Dummheit hättest machen können, als daß du zu mir kamst, um mit mir zu leben. Stimmt es? Du sagst nichts? Hast du Angst vor Worten? Ah, du glaubtest, ich sei blind. Nein nein, weißt du, in dieser Beziehung nicht. Du kannst es dir nicht verzeihen, daß du deinen Mann verlassen hast. Er hätte dir nicht so eine Szene gemacht, wie ich, nicht wahr? Er war gut erzogen, er. Aber wisse, du bist keine Gefangene. Du bist frei, zu ihm zurückzugehen; ich zwingen dich nicht zu bleiben. »

Sie stand auf, sie war so tief verletzt, daß sich ihr die Sprache versagte. Äußerlich schien sie ruhig; sie sah Gilbert starr an; ihre Hände hingen schlaff herunter. Schließlich brachte sie mit erstickter Stimme heraus:

« Du solltest . . . wenn es nur unserer schönen Vergangenheit zuliebe wäre . . . »

« Unsere schöne Vergangenheit! Das hat noch gefehlt! Sentimentalität, jetzt! Unsere schöne Vergangenheit! Welche Vergangenheit? Wann haben wir je ein schönes Leben geführt? Überlasse es doch den kleinen Mädchen, sich ihre Erinnerungen auszuschnücken. Wie lächerlich dieses Bedürfnis, glücklich gewesen zu sein, im Paradies gelebt zu haben! Die allergrößten Stunden, kaum sind sie vergangen, schon werden sie ‚eine schöne Vergangenheit‘. Schöner Hohn! Ja! »

Renée schien ihn nicht zu hören. Als er endete, schwieg sie immer noch. Dann plötzlich fing sie an zu lachen, ein ganz ernstes Lachen, das zu zerbrechen schien und wieder einsetzte.

« Was hast du? . . . was hast du denn? Renée, antworte doch! »

Das Lachen brach plötzlich ab; aber ihr Antlitz blieb qualvoll verzerrt. Renée stand noch eine Weile, auf den Schreibtisch gestützt, da. Sie hatte ein Blatt Papier ergriffen, das sie zwischen den Fingern zerknitterte. Dann setzte sie sich und nahm ihre Handarbeit wieder auf. Gilbert näherte sich ihr, linkisch, beunruhigt. Sie nähte; ihre Hände bebten leise. Erst Minuten später sah er Tränen über ihre Wangen rinnen.

Solche Szenen taten Renée um so weher, als sie den ganzen Tag in der Erwartung Gilberts verbrachte. Yvones Besuche waren selten geworden; sie schien sich in dem Zimmer der Freunde nicht mehr wohl zu fühlen; sie floh immer vor Gilberts Kommen, als habe sie Furcht davor. Bisweilen las Renée in dem Blick, den Yvonne auf sie richtete, Mitleid, und gleichzeitig eine Frage.

Einst hatte Renée sich darüber gefreut, daß ihr Haus so ruhig war und ihr Quartier so entfernt lag vom lauten Stadttinnern. Nach und nach begann diese andauernde Stille sie zu bedrücken. Außer an Yvonne und Frau Wachfield hatte sie sich an niemand im Hause angeschlossen. Ihrer Wohnung gegenüber wohnte auf demselben Stock eine ältere, immer schwarzgekleidete Frau, mit magerem, gelblichem Gesicht und stets niedergeschlagenen Augen. Renée hatte sie noch nie ein Wort reden hören; mehrmals hatte sie begrüßt; jeden Tag begegnete sie ihr auf der Treppe; aber die Alte tat, als ob sie sie nicht sähe. Nach Yvones

Aussagen belauschte diese Frau alles, was im Haus vor sich ging; sie war lautlos; sie trug Pantoffeln; man hörte nie, daß sie ihre Tür öffnete. Renée lachte über sie; aber heimlich hatte sie Angst vor ihr.

Auf dem unteren Stockwerk wohnten ein Schuster und seine Frau.

Der Schuster war ein kränklicher Mann mit krummen Beinen; begegnete er Renée, so lachten seine Augen hinter der Eisenbrille sie schalkhaft an. Seine Frau, frech, von Gesundheit strotzend, hatte Manieren wie ein Marktweib. Anfangs antwortete sie auf Renées Gruß überschwenglich, knüpfte eine Unterhaltung an, beriet Renée über die Wahl ihrer Lieferanten und ruhte nicht, bis sie ihr sämtlichen Klatsch der Straße anvertraut hatte. Aber ihre Liebenswürdigkeit endete schroff; sie beschränkte ihren Gruß auf ein Kopfneigen.

« Sie muß gehört haben, daß wir nicht verheiratet sind », sagte sich Renée, « sie verachtet mich. » Vielleicht war diese Frau auch nur verärgert, daß sie ihr zu wenig Arbeit für ihren Mann gab; aber Renée scheute selbst die Kosten des Besohlens ihrer Schuhe. Der Schuster und seine Frau schienen sich sehr gut zu verstehen. Abends erschollen lautes Lachen und Phonographenweisen aus ihrer Wohnung. Am Wochenende gingen sie fort und lebten von Sonnabend bis Montag in einem kleinen Landhäuschen, das sie in der Umgegend besaßen.

Renée versorgte ihren Hausstand, nähte, kochte das Essen, las ein bißchen; aber es blieben ihr lange Stunden ohne Beschäftigung. Sie fürchtete diese Stunden, die Gedanken, die sie dann überfielen. Sie hatte Angst davor, mit sich selbst allein zu sein. Sie unternahm Spaziergänge, erst in den Botanischen Garten, später dehnte sie ihre Ausflüge weiter aus.

Als Gilbert davon hörte, beglückwünschte er sie dazu, aber es kränkte ihn. Renée konnte ihn also entbehren! Er war nicht mehr alles für sie. Auf diesen Spaziergängen wurde sie sicher verfolgt, angesprochen von unternehmenden Männern. Was antwortete sie ihnen wohl? Schließlich, wenn man bedachte, daß sie ihren Mann verlassen hatte, um einem andern zu folgen: das war gerade kein Zeichen von Keuschheit und Beständigkeit! « Es ist absurd! Jetzt werde ich eifersüchtig. » Einst hätte diese Eifersucht seine Leidenschaft neu angefacht; jetzt erbitterte sie Gilbert gegen Renée und sich selbst, und er verwünschte sich dieses Gefühls wegen.

Hätte er Renée gebeten, nicht mehr allein auszugehen, so hätte sie mit Freuden eingewilligt. Aber im Gegenteil, er ermutigte sie dazu. Diese Gleichgültigkeit zerriß ihr das Herz, sie dachte, er lasse ihr alle

Freiheit, damit sie ein Gleiches tue, und ihn nicht mit ihrer Liebe belästige. So verschärfte sich ihre Uneinigkeit. Beinahe täglich empfanden sie durch eine Reibung, eine Streitigkeit, daß sie Feinde geworden waren.

Renée kam dazu, sich zu fragen, ob ihre Liebe zu Gilbert nicht kleiner geworden sei: diese Liebe war ihr Edelstes. Gilbert nicht mehr lieben, wäre tiefste Schmach gewesen. Lieber wollte sie erdulden, daß Gilbert sie nicht mehr liebe; aber sie ihn nicht lieben – woher dann den Grund zum Leben nehmen?

Momentane Versöhnungen warfen sie tränenerfüllt in Gilberts Arme. Sie genossen dann eine schmerzhaft Lust, fiebrig in dem Vorgefühl, daß diese Ruhe nicht von langer Dauer sein könne. Gilbert stellte wieder Lebenspläne auf, machte sich Regeln. So schlug er Renée vor, sich während eines Monats jeder körperlichen Vereinigung zu enthalten. Sie gab sich Mühe, diesen enthusiastischen Aufwallungen zu folgen. Aber diese Mühe zeigte ihr klar, wie weit sie von ihm entfernt war. Er hatte ihr Weibtum neu erweckt; in Wirklichkeit kam nichts mehr für sie in Betracht, als was mit ihrer Liebe zusammenhing. Und übrigens, kaum ausgedacht, ließ Gilbert seine Pläne wieder fallen. Eine Gewohnheit jedoch behielt er aus dieser Periode seines Lebens bei. Er hatte immer vorbereitete Reden und Geistesworte verabscheut. Ebenso das gewollte Sich Hervortun. Oft, wenn er sich vorgenommen hatte, ein Wort oder eine Idee vor Renée oder einem Freund auszusprechen, schwieg er im gegebenen Moment, weil er sich schämte. Diese Abneigung erhob er zur Regel; es blieb die einzige, die er hielt. In *Vendeuvre* hatte er in sein Notizbuch geschrieben: « Ich weiß im allertiefsten Sinn, was Gut und Böse ist. » Wenn er an diesen Satz dachte, an die absolute Form, die er ausdrückte, die Worte Gut und Böse, so machte ihn das lachen. Aber er hätte ihn gern so umgeändert: « Ich weiß, was Höhe und Tiefe ist. »

Gegen seinen Willen verachtete er Renée um der Freuden willen, die sie bot. Und er mußte sich sagen: « Als sie rein war, liebte ich sie wahrhaftig » und er mußte hinzufügen: « Und wenn ich sie damals liebte, war es nicht, weil ich den Wunsch hatte, ihr diese Reinheit zu nehmen? »

6.

Gilbert ging in den Straßen von Paris umher. Ein feiner Regen fiel. Er flüchtete sich unter das Vordach eines Ladens und betrachtete die

Spielzeuge, die man zu Weihnachten in den Schaufenstern ausgestellt hatte. Er fühlte eine Hand auf seiner Schulter: es war Petitbandeau, den harten Hut bis über die Augen gezogen, und den unteren Teil des Gesichtes in ein schillerndes Seidentuch eingewickelt.

«Einen Schnaps?» schlug der Journalist vor.

Vor einem Monat hatten Gilbert und Renée den Sonntag in der Umgegend verbracht und auf der Rückfahrt im Zug in ihrem Coupé Petitbandeau getroffen. Renée machte liebenswürdige Versuche, sich zu unterhalten, erzählte von ihrem Spaziergang, fragte nach dem seinigen. In eine Ecke gedrückt, eine erloschene Zigarette zwischen den Lippen, antwortete er nur durch Grunzen oder Nicken. Die junge Frau schwieg und nahm eine Zeitung, ohne zu merken, daß er ebenso verlegen war als sie. Ab und zu sah er sie verstohlen an; er empfand Mitleid für sie und achtete sie; Gefühle, die er, besonders einer Frau gegenüber, für gewöhnlich nicht an den Tag legte, und die ihm ungemütlich waren.

Als er die beiden verließ, rief Renée:

«Oh! er ist... er ist... widerwärtig!»

«Oh, nein», protestierte Gilbert warm.

An diesem Abend führte der Schriftsteller Gilbert in ein modernes Café, in der Nähe der Madelaine. Seine Aufmachung und sein Benehmen erregten Aufsehen in diesem Lokal. Er empfand das und kehrte seine gewöhnliche Art noch mehr hervor; mit den Ellbogen auf dem Tisch, den Hut auf dem Kopf, und seiner wüsten Stimme, schien es ihm Vergnügen zu bereiten, daß die andern an ihm Anstoß nahmen. Villars zuckte die Achseln.

«Findest du vielleicht Gefallen an den Menschen hier?» fragte Petitbandeau.

Gilbert antwortete nicht. Wenn er die jungen Leute, die ihn hier umgaben, betrachtete, konnte er sich lange sagen, daß er sie mißachte, in diese Verachtung fühlte er sich einen leisen Neid einschleichen.

«Hier fehlt nur noch unser Freund Prince», fuhr Petitbandeau fort, «Prince, ach ja, sagen Sie, Villars, lesen Sie die Wochenblätter? Nein? Nicht ernst genug für Sie? Schade, mein Lieber. Sie hätten darin gelesen, daß unser guter Prinz, warten Sie, ich muß nachdenken..., ja, daß M. Prince, ein durch die Schärfe seines Tons bekannter Schriftsteller, den Roman über die Pariser Gesellschaft' vorbereitet.»

«Das finden Sie uninteressant? Hören Sie weiter. Prince war in irgendeinem Badeort und schrieb an seinem Roman. Die Prinzessin D. hört von der Absicht des 'jungen bekannten Schriftstellers' etc. Sie sagt

sich: die Pariser Gesellschaft, von Prince, das kann nur ich sein. Sie hatte übrigens nicht so unrecht. Sie springt in den Zug, überrascht Prince und fordert ihr Recht, den Roman zu lesen, ehe er erscheint. Er lehnt ab. Sie droht, sich zu töten. Er lächelt. Sie droht, ihn zu töten. Da erklärt er: ‚Durchlaucht, ich stelle die Wahrheit höher als mein Leben! Wörtlich. Der kleine Prince!‘

« Er glaubt vielleicht selber an diese Komödie. Das ist immerhin etwas gewonnen. »

« Wieso? Was ist damit gewonnen? »

« An etwas zu glauben. Etwas ernst zu nehmen. »

Petitbandeau blinzelte mit den Augen.

« Alle Wetter! Das sagen Sie! Sie nehmen wohl nichts ernst? »

Gilbert sah ihn zornlos an.

« Nicht, weil es nicht der Mühe wert ist. »

« Oh! Jammer! »

« Hören Sie doch auf, sich zu verstellen! » rief Gilbert. « Was ist denn für Sie – ernst? sagen Sie es. Sie selbst? Ihre Ideen? Ihre Gefühle? »

« Die schönste Lehre wird durch Zahnweh über den Haufen geworfen. Was heißt das übrigens ‚Sie‘? Wer ist diese berühmte Persönlichkeit? Wer ist dieses freie, göttliche Wesen? Sind Ihnen alle Ihre Gesten nicht eingegeben? Ist Ihr ganzes Leben nicht mathematisch geregelt? Können Sie sich ansehen, ohne zu lachen? An was wollen Sie sich halten?... Wenn ich sage: ‚Sie‘, irre ich mich. Verzeihen Sie mir. Jedermann weiß, daß, für Sie, die Menschheit, die Freiheit, der große Tag... »

« Seien Sie doch still, junger Mann », schnitt Petitbandeau ihm das Wort ab.

« Sie sprechen von etwas, das Sie nicht verstehen. »

Gilbert zog seinen Mantel an und wollte fortgehen. Petitbandeau blieb unbeweglich mit gekreuzten Armen sitzen, hielt die Augen gesenkt, das Kinn immer noch in seinem Halstuch vergraben.

« Kommen Sie mit? » fragte Gilbert.

Noch einige Augenblicke verharrte der Journalist schweigend; dann sagte er mit heiserer, schleppender Stimme, ohne Gilbert anzusehen:

« Als ich aus dem Krieg zurückkam und meine Frau mit ihrem Liebhaber fand, da dachte ich wie Sie. Nur daß ich aus dem Volk abstamme, ich... »

« Ich auch. »

«Nein. Es lohnt sich nicht, Ihnen meine Jugend zu erzählen. Sie würde einen Roman für Zola abgeben, mit mehr Humor. Ich bin nie aus dem Volk herausgekommen. So, daß ich mir sagen mußte, daß es Tausende von Männern in meiner Lage gab, und viel mehr noch Unglücklichere, wirklich Unglückliche. Da war es meiner Treu, mehr wert, daß ich mich derer annahm, als daß ich den sentimental Genarrten spielte... Verstehen Sie mich, lieber junger Mann?»

«Aber», wandte Gilbert, der sich wieder gesetzt hatte, ein, «Sie wollen mir doch nicht sagen, daß Sie diese glücklicher machen können? Sie wollen mir doch nicht einreden, daß die ‚Freiheit‘, oder was weiß ich, die Befreiung der Menschheit, daß Sie daran glauben?»

«Ich will damit garnichts sagen.»

«Also führen Sie eine Sache, an die Sie nicht glauben?»

«Und wenn es so wäre? Ist das nicht besser als... und dann, ach... all dies Gerede ist töricht. Kellner! Sehen Sie diesen Bedienten an, seine Mutter war mindestens eine Herzogin. Und diese Puppen da neben Ihnen! Ach, sehen Sie sie doch an – Oh! meine Damen! Welche Würde! Und Sie, Villars, Sie finden das Leben nicht heiter!»

Es war bald neun Uhr, als Gilbert sein Heim erreichte. Die Hauswartwohnung war voller Leute; er glaubte, Jammern zu hören. Er haßte es zu sehr, den Gaffer zu machen, als daß er sich um die Ursache der Menschenansammlung gekümmert hätte. Immerhin war er etwas beunruhigt und hastete die Treppen hinauf.

In seiner Wohnung angekommen, neues Erstaunen: kein Licht. Er rief:

«Renée.»

Vom Kamin her antwortete eine schwache Stimme:

«Ja.»

Er tappte im Finstern zu ihr hin.

«Was hast du? Warum hast du kein Licht angezündet?»

Seine Hand faßte die der jungen Frau: sie brannte. Seine Hände berührten ihr Gesicht, streiften ihre Lider, die feucht waren, blieben auf ihrer Stirn liegen, die so heiss wie ihre Hände war.

«Renée, antworte. Renée, was ist geschehen?»

Sie schluchzte.

«Renée, ich bitte dich. Was ist dir? Was ist geschehen? es ist doch nicht, weil ich so spät bin?»

Er wollte sie in die Arme nehmen; sie machte sich los.

«Nein. Oh! laß mich.»

« Man sieht nichts. Ich werde anzünden. »

« Nein, nein, bitte nicht. Nein, zünde nicht an. »

« Aber um des Himmels willen, was ist denn los? »

Er setzte sich im Dunkeln zu ihr. Sie flüsterte:

« Yvonne ist tot, Gilbert. »

« Was? »

« Yvonne hat sich das Leben genommen. »

« Yvonne... Yvonne hat sich...? »

Er hörte sie stärker weinen.

« Aber sag doch – Yvonne hat sich das Leben genommen, sagst du? Sie hat sich freiwillig...? Das ist ja absurd! Wann? Warum? Gib doch Antwort, Renée! Yvonne...? »

« Heute morgen. Du hast die Mittagszeitungen nicht gelesen? Heute morgen, als sie von ihrem Verlobten wegging. Um drei Uhr hat man sie gebracht. Hast du nicht gesehen, unten...? »

« Aber warum? »

« Ich weiß es nicht. Wegen nichts. Wegen nichts, begreifst du, Gilbert? Ihr Verlobter war seit acht Tagen entlassen; nächsten Monat wollten sie heiraten. Heute morgen ging sie zu ihm. Georges Eltern waren nicht da; als sie zurückkamen, war sie gerade fortgegangen. Yvonne hatte ihrer Mutter Bescheid gesagt, natürlich. Aber als sie mittags nicht kam, ist Frau Wachfeld zu George gelaufen. Sie haben erst an einen Unglücksfall gedacht, aber nicht hieran, nicht an dieses. Und dann um zwei Uhr hat man der armen Frau berichtet: Yvonne hat sich in die Seine gestürzt, von der Bercy-Brücke. »

« Aber man hat doch die Ursache suchen müssen: die Polizei, die Zeitungen, die Eltern... »

« Die Zeitungen sagen, daß sie sich ihm hingegeben hat, und daß sie aus Scham darüber... »

« Und du, was denkst du? »

« Ich, ich weiß nicht. Und du? »

Er antwortete nicht. Vor seinem Geiste sah er das tödliche Erblassen, die starren Augen, das qualvolle Entsetzen, welches das junge Mädchen vor ihrer Uneinigkeit ergriffen hatte.

Renée stand auf.

« Ich will den Tisch decken. »

« Nein, warte noch. »

Er nahm ihre Hand.

« Deine Hände glühen. Du solltest dich hinlegen. »

Sie schüttelte den Kopf. Lange blieben sie still. Dann, plötzlich, frug Renée:

« An was denkst du, Gilbert? »

« Ich? an nichts. »

Sie frug wieder, mit hartnäckiger Stimme:

« An was denkst du?... Du willst mir nicht antworten? »

« Zünde die Lampe an und laß uns essen. »

« Gilbert », stammelte sie, « du hast gedacht, daß sie Mut gehabt hat... »

Sie war erschöpft und zitterte, er nahm sie in seine Arme.

Ein paar Tage später verließen sie ihre Wohnung.